

Der »Alltag« der Soziologie und seine praxistheoretische Relevanz

Julia Reuter und Diana Lengersdorf

Praxistheoretische Überlegungen nehmen seit einigen Jahren in den Kultur- und Sozialwissenschaften einen großen Stellenwert ein. Insbesondere innerhalb der Soziologie hat die Theoretisierung wie konkrete Analyse sozialer Praktiken Konjunktur. Nach anfänglicher Konstituierungs- und Orientierungsphase, in der es zunächst einmal um die (Wieder-)Entdeckung und dichte Beschreibung sozialer Praxis in den unterschiedlichen gesellschaftlichen Bereichen und interdisziplinären Diskussionszusammenhängen ging (exempl. Hörning/Reuter 2004), verspürt die praxistheoretische *Community* nunmehr das Bedürfnis, sich weiter zu systematisieren, theoretische und method(olog)ische Grundlagen einzugrenzen, Wissensbestände zu kanonisieren und Lehrmaterialien, wie etwa Handbücher, zu entwickeln. Ein vormals facettenreiches Bündel von Analyseansätzen, die nur lose miteinander verbundene konzeptuelle Bausteine liefern (Reckwitz 2003: 282), wird zunehmend zu einem festen Paket geschnürt. Man könnte auch sagen, das Unternehmen *Praxistheorie* wird selbst immer mehr diszipliniert, denn mit der Systematisierung der praxistheoretischen Diskussion gehen auch theoretische Zuspitzungen einher, es bilden sich gewissermaßen bestimmte Praktiken des Theoretisierens heraus, die den Spielraum sozialer Praxis auch empirisch eingrenzen. Tatsächlich war das Verhältnis zwischen Forschungsgegenstand und Theorie in der anfänglichen praxistheoretischen Diskussion viel stärker als eines konzipiert, das auf eine empirische Relativierung von Theorie zuläuft und als ein »empirischer Stresstest« für soziologische (Groß-)Theorien verstanden werden konnte (Hirschauer 2004: 89). Es waren starke Parallelen zum Programm der Grounded Theory und Ethnomethodologie, nicht zuletzt auch zur antidisziplinären und antiakademischen Haltung der Cultural Studies erkennbar. Nun lässt sich gegenwärtig eine Tendenz hin zu einem geistigen *Gewusst-dass* in der Theoriebildung ausmachen, die mit einer sich abzeichnenden Ausdifferenzierung einer Praxistheorie auf der einen Seite und einer Soziologie der Praktiken auf der anderen einhergeht. Letztere plädiert für eine Theoriebildung des *knowing-how* oder, wie Robert Schmidt (2012) titelt,

für »konzeptionelle Studien und empirische Analysen«. Die Theoriebildung des *knowing-how* verbleibt zwangsläufig im Vagen, Uneindeutigen, in unsicheren Abstraktionen, denn sie kann ja gerade nicht vollständig von der beobachtbaren Wirklichkeit abstrahieren, die unhintergebar praktisch und damit selten umfassend formalisiert ist (Kaufmann 1999: 284).

Ohne an dieser Stelle auf die machtheoretischen Implikationen eines Kanonisierungsprozesses weiter einzugehen, möchten wir in unserem Beitrag an jene praxissoziologische Diskussion anschließen, die den empirischen Sinn von Theorien und gleichzeitig die häufigste Form sozialer Praxis – die populäre Alltagspraxis – in den Mittelpunkt rückt. Interessantes empirisches Material wie fruchtbare theoretische Anschlüsse für dieses Bemühen sehen wir in den klassischen Alltagssoziologien, die ihre Wurzeln in den viel beachteten Arbeiten von Harold Garfinkel oder Erving Goffman besitzen, aber auch an der Alltagsphänomenologie Michel de Certeaus und den Forschungen zur ehelichen Konstruktion von Alltag des französischen Soziologen Jean-Claude Kaufmann anschließen, dessen Studien überraschenderweise bislang in der praxissoziologischen Diskussion einen »blinden Fleck« darstellen. Kaufmanns empirische Reflexionen über die Alltagspraxis dienen uns im Weiteren dazu, theoretische Anschlussüberlegungen anzustellen, mit denen nicht nur die Kontingenz, sondern auch die Materialität und Irrationalität ebenso wie die Situativität und Temporalität von Alltagspraxis und Alltagsakteuren in der zukünftigen praxistheoretischen Diskussion wieder stärker akzentuiert werden kann. Waren populäre Alltagspraktiken vor einigen Jahren der Ausgangspunkt praxistheoretischer Überlegungen, ist das Patchwork des Alltäglichen in all seinen Details längst nicht mehr Dreh- und Angelpunkt zeitgenössischer soziologischer Praxistheorie. Unser Argument ist, dass sich gerade im »Alltag«, noch immer praxistheoretische Ansätze zu bewähren haben und dass dies durchaus keine banale Frage ist, wie sich im Folgenden zeigen wird.

1. SCHWIERIGES VERHÄLTNIS VON ALLTAG UND SOZIOLOGIE

Wenden wir uns einem zentralen Begriff innerhalb der Theorien sozialer Praktiken zu: dem Alltag. Ein Begriff, der eine so große Selbstverständlichkeit innerhalb praxistheoretischer Forschungen aufweist, dass er uns geradewegs aus dem Blick geraten ist bzw. uns nicht mehr reflexiv-verfügbar scheint. Dabei kann die Auseinandersetzung mit dem Begriff des Alltags auf eine gewisse Tradierung verweisen, die allerdings nie im Mainstream wissenschaftlichen Wissens ankam und bis heute auf ihre vollständige Anerkennung wartet.¹

1 | Hervorzuheben ist an dieser Stelle sicherlich die seit Ende der 1990er Jahre wachsende Anzahl von Arbeiten zur alltäglichen Lebensführung, die jedoch stärker auf das

Den forschenden Blick auf das *Tagein-Tagaus* sozialer Praxis zu richten, auf ihre Selbstverständlichkeit, Allgegenwärtigkeit und vermeintliche Trivialität, hat einen neuen Blickwinkel auf die vielfältigen Ausformungen von Gesellschaft eröffnet: Da konstituiert das Kochen Partnerschaft und Familie, da regelt die Organisation der schmutzigen Wäsche gesellschaftliche Tabus und Geschlechterordnungen, da verraten wir mit unserer Wohnungseinrichtung unsere soziale Position, da spiegelt sich in den Liebesempfindungen für unseren Partner/unsere Partnerin die ganze Logik spätkapitalistischer Gesellschaften. Zugleich wird deutlich, dass das alltägliche Handeln in eine Unzahl sich wiederholender und sich erneuernder Handlungsprozeduren, Vorgehensweisen und Techniken untergliedert ist, die in ihrer Differenziertheit und Abgestimmtheit aufeinander zu würdigen sind.

Eine Würdigung des Alltags ist in der Soziologie allerdings schon immer ein schwieriges Unterfangen gewesen, vor allem da die Anerkennung mit einer Neujustierung zentraler konzeptioneller und kategorialer Entscheidungen einhergeht, wie auch Kurt Hammerich und Michael Klein bereits in ihrem 1978 veröffentlichten Sonderband der Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie zur *Soziologie des Alltags* deutlich machen. Mit Beiträgen u.a. von Norbert Elias und Erving Goffman wird gegen die damalige Geringschätzung und fehlende Systematisierung des Alltagsbegriffs und von Alltagsanalysen in der Soziologie angeschrieben. Sie machten für diese Marginalisierung der Soziologie des Alltags vor allem die damalige Missachtung verstehender Soziologien (Hammerich/Klein 1978: 9) und deren methodologischer Implikationen (ebd.: 16) verantwortlich. Denn

»[i]m Gegensatz zu einer Soziologie, deren Anliegen es ist, Verhalten in einer als rational geordnet aufgefaßten Welt eindeutig zu identifizieren und kausal zu erklären, [...] käme es in einer Soziologie des Alltags weit eher darauf an, Forschungsmethoden einzusetzen, die aufzudecken imstande sind, wie hochkomplexe, widersprüchliche und ambivalente Orientierungen erworben, eingegangen und ausbalanciert werden, wie kollektive Mythen und Ideologien alltägliche Gebrauchsgüter werden, und wie latente oder bereits verdrängte und verschüttete Handlungsmuster dennoch rudimentäre Anteile von Alltagssituationen ausmachen« (Hammerich/Klein 1978: 16).

Es ist eine alte Differenzlinie in der Soziologie, die hier erneut angemahnt wird und sich in antagonistischen Polen festmachen lässt: hier Rationalitäten

Problem der Lebensführung in einem zunehmend entgrenzten Arbeits- und Familienalltag eingehen und weniger auf die Konzeption des Alltags. Dabei liegen ihre theoretischen Referenzen vor allem in Max Webers, Karl Marx' oder Georg Simmels Arbeiten zur modernen Lebensführung bzw. -stilisierung und weniger in den klassischen Alltagssoziologien (exempl. Wehrich/Voß 2001).

und Kausalitäten dort Komplexität und Ambivalenz, hier Normen und Werte dort Mythen und Ideologien, hier Reflexiv-Verfügbares dort Latent-Vorhandenes.

Jenseits der grundlegenden Auseinandersetzung um eine erklärende oder verstehende Soziologie lässt sich mit Alfred Schütz' Phänomenologie und den hier formulierten Konzepten der alltäglichen Erfahrung und des Alltagswissens auf eine zentrale ›Marke‹ theoretischer Ansätze zur Rehabilitierung von Alltag innerhalb der Soziologie verweisen. Auch in der Weiterentwicklung durch Peter L. Berger und Thomas Luckmann bildet die *Alltagswelt* einen zentralen analytischen Fokus, wobei sie mit Bezügen auf George H. Mead noch stärker interaktionistische Perspektiven integrieren. Hans-Georg Soeffners anschließende Arbeiten zur Entwicklung einer hermeneutischen Wissenssoziologie, auch in der Auseinandersetzung mit Erving Goffmans rahmenanalytischen Arbeiten, stellen die Auslegung des Alltags und den Alltag der Auslegung (Soeffner 2004) in das Zentrum der Analysen und der forschenden Praxis. In den Blick kommt der *Interaktionsraum Alltag*, in welchem »die Akteure des Alltags sich in ihrem Alltagshandeln wechselseitig Kompetenzen unterstellen« (ebd.: 18). Das Selbstverständliche wird so zu einem konstitutiven Moment des *Funktionierens* von Alltag, im Sinne einer Gewissheit des störungsfreien Ablaufs von Interaktionen.

Die analytische Fokussierung dieser *alltäglichen Handlungsabläufe* stellt eine weitere Markierung in der Hinwendung zum Alltag dar. Auch hier ist George Herbert Mead ein bedeutender Akteur, dessen Arbeiten zur symbolvermittelten Alltagsinteraktion und pragmatischen Identitätsformation zentral für die Herausbildung des symbolischen Interaktionismus wurden. Hierzu lassen sich vor allem auch Herbert Blumers Arbeiten zählen, der das gegenseitige Aufeinander-Abstimmen von Handlungslinien durch die an der Interaktion Beteiligten ins Zentrum seiner Analysen stellt. Dabei sind die wiederkehrenden und vorgefertigten Formen gemeinsamen Handelns, die Routinen des Alltags, besonders bedeutsam. Mit den Arbeiten zur Choreografie alltäglicher Interaktionsrituale Erving Goffmans sowie Harold Garfinkels Studien zur Methodologie und Rationalität von Alltagsroutinen lässt sich diese Perspektive auf Alltag fortsetzen. Es sind die alltäglichen Situationen, die in den forschenden Blick kommen, die »ordinary situations« (Goffman 1959: xi), das »ongoing accomplishment of the concerted activities of daily life« (Garfinkel 1984: vii). Es ist weniger die wechselseitige Abstimmung aufeinander, als vielmehr das durch verschiedene Beteiligte und ihre performativen und nicht-performativen, ihre kognitiv-intentionalen und nicht-intendierten Aktivitäten erzeugte lokale Setting, das hier von Interesse ist.²

2 | Inwieweit dabei auch die verstehenden Soziologien in ihren Analysen des Alltagslebens den metatheoretischen wie epistemologischen Ansprüchen auf Objektivität und

Mit den französischen Sozialphilosophien, insbesondere Michel Foucaults Mikrophysik der Macht und Pierre Bourdieus Praxeologie, lässt sich die Perspektive auf lokal produzierte alltägliche Handlungsordnung weiter entwickeln, indem Fragen nach der Reproduktion gesellschaftlicher Strukturen und damit auch *Macht- und Herrschaftsverhältnisse im Alltäglichen* in den Fokus gerückt werden. Auch wenn die Phänomenologie und Allgegenwart der Alltagspraxis von Bourdieu und Foucault im Blick behalten wurde, schien doch die spannendere Frage diejenige nach der Beziehung zwischen Struktur und alltäglichem Handeln zu sein und damit auch diejenige nach den besonders wirkungsvollen, weil machterhaltenden, reproduktiven Praktiken. Während Foucault dabei vor allem die diskursiven Praktiken der Humanwissenschaften als Agenten einer modernen allgegenwärtigen Disziplinarmacht rekonstruiert, die sich einerseits in Form von Lehrbüchern, Gesetzen, Normen und ethischen Codes institutionalisiert sowie andererseits in alltägliche Körpertechniken übersetzt wird, geht es Bourdieu vor allem um die Entsprechung der Alltagspraxis mit der sozialen Position im Raum. Bourdieus Blick auf die Vielfalt der Alltagspraktiken dient vor allem dazu, die Performanz, aber auch die Omnipräsenz gesellschaftlicher Ungleichheitsstrukturen zu dokumentieren.

2. PATCHWORK DES ALLTÄGLICHEN

Die Perspektiven Foucaults und Bourdieus blieben nicht unkritisiert. Mit de Certeaus Kritik an der verengten Perspektive seiner französischen Kollegen auf die Alltagspraxis setzt eine Auseinandersetzung mit dem Alltag ein, die bisherige konzeptionelle Grenzziehungen noch weiter in Frage stellt. De Certeau, französischer Kulturphilosoph und Phänomenologe der Praxis, setzt in seinem Buch *Kunst des Handelns* (1988) zum einen bei der Kritik an Foucaults Diskursanalyse ein, die seiner Ansicht nach blind gegenüber der Bedeutung des nicht-diskursiven Gestus sei, und zum anderen an Bourdieus Beschränkung auf eine geradezu idealtypische Kohärenz zwischen Habitus und Struktur, zwischen Habitus und Praxis. So wertet de Certeau Foucaults Allgegenwart der Diskurse bzw. der diskursiven Praktiken und Bourdieus Habitus als Komplizen der Struktur, als zu eng gefasste Konzepte, deren Lesart der Praxis zu wenig Spielraum lassen und vor allem die Foucault'sche Frage des Widerstandes *ad absurdum* führen. De Certeau befreit die Praxis von der, wie er sagt, »Mystik von Habitus und Diskurs« und legt das Geflecht differenter Mikroak-

Universalität der akademischen Sozialwissenschaft verhaftet blieben, kann hier nicht vertieft werden, gleichwohl es auch Kritik an ihren formalistischen, statischen und wenig kontextsensiblen Blick auf Alltag gibt (Winter 2007: insb. 23f., dessen Argumentation sich wesentlich auf Gardiner 2000 stützt).

tivitäten offen, die den »Marmor der Historizität« durchbrechen und die Differenz zwischen Struktur und Praxis offenlegen (de Certeau 1988: insb. 123ff.). Sein Versuch ist die Erschütterung des Bollwerks, das Foucault und Bourdieu mit ihren Theorien, Entwürfen und Schulen errichtet haben.

Wie Foucault und Bourdieu geht auch de Certeau von einer gelehrten Unwissenheit der Alltagsakteure im alltäglichen Miteinander-Tun aus, interessiert sich aber dabei insbesondere für jene Praktiken, die – bildlich gesprochen – das krebsartige Geschwür der Diskurse (ebd.: 108) und des Habitus überlebt haben; jene widersprüchlichen und ungehorsamen Gebärden und Artikulationen, die keiner Reproduktion der hierarchischen Ordnung der Dinge dienen – im Gegenteil: die sie hinterfragen, mit ihr spielen. Es sind Praktiken, die nicht mit kalkulierten und motivierten Handlungsweisen gleichzusetzen sind; de Certeau spricht lieber von Finten, Listen und Taktiken, die ihren Ort im Kontext selbst haben.

»Die Taktik verfügt über keine Basis, wo sie ihre Gewinne kapitalisieren, ihre Expansion vorbereiten und sich Unabhängigkeit gegenüber den Umständen bewahren kann. Das ›Eigene‹ ist ein Sieg des Ortes über die Zeit. Gerade weil sie keinen Ort hat, bleibt die Taktik von der Zeit abhängig; sie ist immer darauf aus, ihren Vorteil ›im Fluß‹ zu erfassen. Was sie gewinnt, bewahrt sie nicht. Sie muß andauernd mit den Ereignissen spielen, um ›günstige Gelegenheiten‹ daraus zu machen« (de Certeau 1988: 23).

De Certeau spürt diese günstigen Gelegenheiten in einem strategisch besetzten und durchorganisierten Raum auf und erzählt die zahlreichen heterogenen Geschichten und Aktivitäten, die das ›Patchwork des Alltäglichen‹ ausmachen. In den vielen Praktiken des Alltags stecken demnach gelungene Streiche, Jagdlisten, glückliche Einfälle: »Das Alltägliche setzt sich aus allen möglichen Arten des Wilderns zusammen« (de Certeau 1988: 12). Dabei sind widerständige Gebärden und Artikulationen nicht mit kalkulierten und motivierten Handlungsweisen gleichzusetzen. Es ist kein lauter und auch kein organisierter Widerstand, sondern ein sehr leiser, häufig unwissentlich ablaufender Widerstand, improvisiert, unbemerkt, der nichtsdestotrotz das Kräftefeld zu unterwandern, zu stören, zu variieren vermag. Diese unauffälligen aber wirkungsvollen Praktiken sind Praktiken des Lesens, des Sprechens und Unterhaltens, des Umhergehens, des Unterwegsseins, des Wohnens, Kochens oder auch Essens: De Certeau nennt sie Kunstfertigkeiten, Kunstgriffe, Kniffe oder Tricks, um die Intelligenz, die Kunst und das Können nicht nur auf kognitive Prozesse des Bewusstseins zu lenken, sondern es in der Praxis zu verankern (de Certeau 1988: insb. 93f.). In den scheinbar simplen und marginalisierten Entäußerungen unseres Lebens lauern Fähigkeiten und Fertigkeiten, die viel zu schnell als »Lappalien«, »Irrlinien« oder »subtile Tätigkeiten« abgehandelt werden. Hier verbirgt sich seines Erachtens ein wirkungsvolles Potenzial, dass

es immer wieder aufs Neue schafft, die Foucault'sche Allgegenwart und Unausweichlichkeit der Macht auszuhebeln, zu umschiffen. Mehr noch: Je intensiver sich wissenschaftliche Analysen darauf kaprizieren, die Institutionen und Mechanismen der Unterdrückung zu beschreiben, desto eher haben die Alltagspraktiken eine Chance zu überleben, denn sie werden laut de Certeau schlichtweg durch den reduktionistischen Blick lateraler Untersuchungen auf Phänomene der Unterdrückung übersehen (de Certeau 1988: 96f.). Dabei gilt es, die eigene Form und Erfindungskraft sozialer Praxis im Verhältnis zu den Alltagsgegenständen zu betrachten. Nicht umsonst sieht de Certeau in den Gebrauchs- und Konsumpraktiken, z.B. von Landschaften und Orten in der Stadt – Straßenzügen, Brücken, Lattenzäunen, Wohnräumen, Häuserblocks usw. (z.B. ebd.: 215ff.) –, das größte Potenzial einer Kunst des Handelns. Es sind seiner Ansicht nach gewissermaßen die Materialitäten des Alltags, welche die Kreativität der sozialen Praxis hervorkitzeln.

Auch wenn de Certeau die Materialität sozialer Praxis in Körpern und Artefakten hervorhebt, stellt er keine systematischen Überlegungen zu einer Soziologie der Dinge und Gegenstände an. Um seinem Argument der »dichten Ubiquität« bzw. praktischen Mutation selbst totaler Räume (wie Büro oder Fabrik) Ausdruck zu verleihen, beschränkt sich sein Blick größtenteils auf den subversiven Umgang mit Dingen, und weniger auf die Routinen. Trotzdem lassen sich seine Analysen zur Kunst des Handels für eine Soziologie sozialer Praktiken in dreierlei Hinsicht fruchtbar machen: Erstens macht de Certeau deutlich, dass eine Trennung zwischen Wissenschaft und Alltag, zwischen Arbeit und Freizeit obsolet erscheint. Denn, zweitens, unter der Oberfläche der Gelehrten-Modelle und funktionalistischen Technokratie haben heterogene *mythische* Alltagspraktiken überlebt, die drittens einen rationalen Umgang mit den Materialitäten der Gesellschaft unterlaufen und ihre Unabgeschlossenheit, das Scheitern und die Inkohärenz des Sozialen verkörpern (ebd.: 354ff.).

3. MATERIALITÄT UND IRRATIONALITÄT SOZIALER ALLTAGSPRAXIS

De Certeaus Phänomenologie der Alltagspraxis wird in den zeitgenössischen Praxistheorien selten als Referenztheorie herangezogen,³ dennoch ist das Argument der Performanz wie Materialität sozialer Praxis in den Diskussionen durchaus präsent. Neben stärker ritualtheoretischen sowie sprach- und kulturwissenschaftlichen Diskussionszusammenhängen, die sich auf die materielle Gestaltung bzw. die körperliche Inszenierung des Sozialen beziehen (exempl. Rao 2006; Wirth 2002), sind innerhalb der Soziologien vor allem Arbeiten der

3 | Eine Neubelebung dagegen erfährt er in den Cultural Studies, die sein Potenzial für die Konzeptionalisierung widerständiger Praktiken erkennen (vgl. hierzu Winter 2007).

kulturtheoretischen Wissenschafts- und Techniksoziologie hervorzuheben. Eine gute Zusammenführung von alltags- und praxissoziologischen Überlegungen mit Blick auf die Materialität sozialer Alltagspraxis bietet hier sicherlich die Publikation *Experten des Alltags* von Karl H. Hörning (2001), der sich aus einer vor allem techniktheoretischen Perspektive gegen die Differenz zwischen einem im Alltag gewonnenen Laienwissen und einem im Außeralltäglichen des z.B. Wissenschaftsbetriebes gewonnen Expertenwissen wendet und damit den Antagonismus zwischen Außeralltäglichem und Alltäglichem in Frage stellt. Er plädiert vielmehr unter Bezugnahme wissenssoziologischer und kulturtheoretischer Traditionen für Mischungen. Es ist eine Absatzbewegung von einer eigenständigen Lebenssphäre oder einem exklusiven Objektbereich hin zum Alltag als einer theoretisch-kategorialen Entscheidung, der Komplexität der sozialen Praxis der einzelnen Gesellschaftsmitglieder, ihrem alltäglichen, manchmal auch sperrigen Miteinander-Tun, ihrer Verwickeltheit mit den Dingen und den ständig ablaufenden Prozessen gemeinsamer Sinnproduktion Rechnung zu tragen (Hörning 2001: 33). Der Alltag an hochtechnisierten Arbeitsplätzen, wie im Kontrollzentrum einer U-Bahn (u.a. Heath/Luff 1992) oder in einer Internetagentur (u.a. Lengersdorf 2011), ist dann ebenso komplex wie der private Ehe-Alltag von Professoren mit Kind (u.a. Liebig et al. 2008) oder von Arbeiter-Ehepaaren ohne Kind (u.a. Kaufmann). Aber er ist auch zugleich ebenso trivial und entfaltet sich zwischen dem Eingeben von Zahlenkolonnen in eine digitale Datenbank ebenso wie zwischen dem Wechseln der Windeln.

International sind insbesondere die Arbeiten von Elizabeth Shove und Alan Warde zu nennen, die sich vor allem für Phänomene des Konsums interessieren. Alltag ist hier ein Bündel von Lebens-Domänen (»domains of everyday life«, Warde 2013: 21) oder Lebens-Bereichen (»realm of everyday life«, Shove et al. 2012: 12), in denen alltägliche Praktiken stattfinden bzw. eingebettet sind. So konzentrieren sich diese Untersuchungen auch stärker auf die alltäglichen Praktiken, die in den Lebensbereichen stattfinden bzw. die in die Domänen eingebettet sind, als auf eine Auseinandersetzung mit den Begriffen des *everyday* oder *daily*, diese bleiben eher unbestimmt. Dies sicherlich auch, da die Auseinandersetzungen um Alltag mit oder nach dem *practice turn* ansetzen. Man könnte formulieren, dass die vorherigen Tradierungen nicht mehr als Rahmung explizit eingezogen, sondern implizit, vielleicht auch nicht intendiert, als eine selbstverständliche Hintergrundfolie mitgeführt werden. Ein Hinweis auf eine *Everyday Life Sociology* (z.B. Adler et al. 1987) oder ihre Grundsätze bleiben aus. Problematisieren möchten wir an dieser Stelle, dass gerade eine analytische Nicht-Beachtung alltagstheoretischer Tradierungen dazu führen kann, Mischungen aus den Blick zu verlieren und implizit Grenzziehungen, z.B. zwischen als distinkt konstruierten Lebenssphären oder Wissensbeständen wieder einzuführen, die gerade durch den *practice turn* als überwunden galten. Denn erstaunlicherweise entzündeten sich viele der Diskussionen zum Stellenwert der

Dinge in den soziologischen Praxistheorien gerade nicht an den Gegenständen des Alltags, sondern in Auseinandersetzung mit Forschungen im Bereich der Science & Technology Studies, vor allem den Laborstudien und den Forschungen Bruno Latours. So sind es die komplexen Materialitäten wissenschaftlicher wie technischer Arbeitszusammenhänge, die im Hintergrund der Diskussionen mitgeführt werden und damit indirekt eine Unterscheidung zwischen Wissenschaft und Alltag, Arbeit und Freizeit nahelegen. Eine andere Hintergrundfolie bilden die Arbeiten Bourdieus zur »objektivierten Sozialität« (Hillebrandt 2009), gleichsam zeigt sich hier, dass selbst wenn Bourdieu auf alltägliche Dinge verweist, er sie »jedoch ausschließlich im Hinblick darauf [betrachtet], was sie über ihre Besitzer aussagen, die diese Objekte gewählt haben« (Schäfer 2013: 349). Genau in die entgegengesetzte Richtung weisen jene Arbeiten, die die Eigenaktivität der Dinge und nicht die der Akteure überbetonen, um möglicherweise vorschnell dem Argument der Gleichstellung von Ding und Mensch Vor Schub zu leisten. Mit Jean-Claude Kaufmann gesprochen, würde dies jedoch die unterschiedlichen *Zyklen* im Umgang mit den Dingen übersehen, den z.T. sehr langwierigen und komplexen Prozess der Emanzipation von den Dingen wie der Gewöhnung an die Dinge. Vor allem vernachlässigt eine vorschnelle Personalisierung der Dinge die lange, mitunter vergessene Geschichte der Gegenstände, die im alltäglichen Umgang mit den Dingen wiederbelebt wird: Nur durch die Menschen kommt Leben in die Dinge, nur in unserer Beziehung zu den Dingen sedimentiert sich das kulturelle Gedächtnis (Kaufmann 1999: 48). Kaufmann, der sich für die Verdinglichung des Alltäglichen in Paarbeziehungen interessiert, greift zur Verdeutlichung des Bildes vom »Tanz mit den Dingen« (ebd.: 17) vorzugsweise auf das »häusliche Universum« (ebd.: 44) zurück, das er auch als »Kosmos von Dingen«, vor allem aber als zentralen Ort der Gewöhnung an die Dinge und Identitätsbildung wie -bewahrung begreift. Kaufmann sieht in den Dingen wichtige Stützen von Identität und sozialer Praxis, die »[...] die Funktion von Anhaltspunkten für die gewohnten Handlungsabläufe, Wege und Rhythmen [erfüllen], einfacher Anhaltspunkte, die jedoch dem Handeln Sinn verleihen« (Kaufmann 1999: 44). Es sind die banalen Gegenstände des häuslichen Alltags – die Kissenbezüge und Hemden, der Küchenkalender und der Fön, das Geschirr und Besteck, die Zahnpastatube und das Geschirrspülmittel, das Sofa und das Bett, die Waschmaschine und der Rasenmäher. Durch Rückgriff auf symboltheoretische, ethnologische wie (emotions-)soziologische Arbeiten zur kulturellen Evolution zeichnet Kaufmann das komplizierte Wechselspiel vom alltäglichen Umgang mit den Gegenständen und der Konstruktion von Identität nach. Vor allem aber zeigen seine empirischen Analysen zur alltäglichen Konstruktion von Paarbeziehungen, wie viel emotionale Arbeit im Umgang mit den Dingen steckt: Kaufmann berichtet von schwärmenden Frauen, die sich am Anblick gebügelter Wäsche und aufgeräumter Wohnungen ergötzen können und ein geradezu ästhetisches Vergnügen und eine tiefe körperliche Be-

friedigung daraus ziehen (ebd.: 230f.), aber auch vom Widerwillen und Ärger über den Anblick des schmutzigen Küchenbodens oder Wäschebergs (ebd.: 238f.). Kaufmann schildert aber auch das Gefühl der Sicherheit und Wärme, das frisch Verliebte am *Morgen danach* ausschließlich im Refugium Bett empfinden (Kaufmann 2004: 32) und von ihren Ängsten, die beim Anblick von Unterhosen, Badezimmerutensilien oder auch des Frühstücks ausgelöst werden. Viel stärker als de Certeau betont Kaufmann, dass Alltagspraktiken sich an und mit Alltagsgegenständen ereignen, vor allem aber, dass Alltagspraktiken zunächst einmal körperlich erlernte Praktiken sind, die einen inneren Handlungsantrieb besitzen und sich in Form sinnlicher Wissens- und Denkschemata ablegen. Für das Kochen bedarf es nicht nur der Töpfe und Pfannen, sondern es braucht auch einen Sinn für gemeinsame Mahlzeiten, einen Willen oder Widerwillen gegenüber dem anfallenden Abwasch wie Kochgerüchen. Für den Verzehr der Mahlzeit bedarf es nicht nur Messer und Gabel, sondern auch einer körperlichen Fertigkeit und Gewöhnung, mit diesem Besteck umzugehen; und schließlich erfordert es auch das Empfinden eines Genusses, mit diesem Werkzeug die Speisen zu sich zu nehmen, und eines entsprechenden Ekels, »mit Händen und Füßen« zu essen. Selbst am Reinigen der Wohnung ist ein ganzer Kosmos an Dingen beteiligt, mitunter kleinste Kleinigkeiten, wie Kaufmann am Beispiel des Tischabräumens verdeutlicht, denn hier sind es nicht selten die Krümel auf der Tischdecke, die die Hauptrolle spielen (Kaufmann 1999: 60) und Anlass für Streit und Konflikte mit dem/der PartnerIn sind. Überhaupt manifestieren sich am Küchentisch laut Kaufmann die stärksten Emotionen, da hier die Intimitäten frontal aufeinanderprallen – trotz oder gerade weil er den Eindruck eines banalen Kontextes vermittelt (Kaufmann 2008: 177).

Auch wenn die Beispiele zunächst einmal von einem sehr begrenzten Untersuchungsterrain ausgehen, der alltäglichen Hausarbeit in Partnerschaften, lassen sich von ihnen Schlussfolgerungen für die einfachen Gesten des Alltagslebens ableiten, immerhin laut Kaufmann die häufigste Form des Handelns (1999: 286). So geht es ihm in keiner seiner Ethnografien des Details in Partnerschaften (nur) um einen Beitrag zur Psychologie oder Mikrosoziologie des Paares, sondern um ein authentisches Beispiel einer Soziologie, die sich der handlungstheoretischen Verzahnung von Determinismen einerseits und individueller Kreativität andererseits verschreibt (ebd.). Kaufmanns Beitrag besteht wohl im Wesentlichen in der Entdeckung des praktischen Wissens in seiner unterschiedlichen (lebens-)zyklischen Bedeutung und seiner Mobilisierung in körperlichen Minimalgesten (exempl. Kaufmann 1994: 63ff.). Gleichzeitig (über-)betont er damit ein Element, das von den üblichen Handlungstheorien häufig ignoriert oder nicht zu stark berücksichtigt wurde: den Körper (Kaufmann 1999: 286f.). Kaufmann konzipiert den Körper als Speicher, Stabilisator wie Mittler des praktischen wie gesellschaftlichen Wissens. Darüber hinaus interessieren ihn andere Materialitäten vor allem als Dinge, die über die

Ausdehnung des körperlichen Raumes angeeignet werden. Körper und Dinge sind für ihn also Orte des gesellschaftlichen Gedächtnisses, in denen Handlungsroutinen, Gewohnheiten und Alltagsgesten abgespeichert sind, jedoch nicht im Sinne eines statischen Stapelns abgelegter Waren in einem Lager (ebd. 287). Der Körper aus Fleisch und Blut ist bei Kaufmann immer auch ein Schauplatz eines emotionalen und empfindungsmäßigen Durcheinanders, er ist durch Bewegungen und Rhythmen gekennzeichnet, und damit bleibt er in seiner sinnlichen Eigenaktivität immer auch ein unhintergehbare Störfaktor in Interaktionssituationen, nicht zuletzt auch für das Individuum selbst. Denn in seinen Studien zur alltäglichen Paarinteraktion geht es Kaufmann ja weniger um den störungsfreien, d.h. reibungslosen Ablauf des Normallaufes; seine Studien fokussieren vielmehr die vielen kleinen körperlichen *Verrücktheiten* in den scheinbar selbstverständlichen Automatismen des Alltags. Immer wieder erwischen sich die Individuen dabei, wie sie durch spontane Impulse oder auch heftige körperliche Reaktionen in alltäglichen Zusammenhängen überrascht werden, wie sie unbemerkt Kriegslisten und Liebestaktiken im Miteinander anwenden, kurzfristig ihre eigenen Absichten im Handeln unterlaufen und sich, ohne es zu wissen, in Widersprüche verwickeln und dadurch den Handlungsrahmen für zukünftiges Handeln neu stecken. Kaufmann analysiert die kleinen Dramen des Alltags, die sich zwischen den abstrakten Idealen rationaler Individuen und der Kontingenz ihrer tatsächlichen Praxis abspielen. Diese Dramen entzünden sich nicht zuletzt an den Reibeflächen zwischen dem Anspruch etwa das Handeln an gesellschaftlich akzeptierten Normen von Paarbeziehungen auszurichten und dem *Dschungel* von Dingen, Körpern, Tönen, Bildern und Gerüchen des Alltagslebens. Im Dickicht des Alltags, so zeigen seine Studien, wird auch die geringste Bewegung zum »Tanz mit den Dingen und Emotionen«.⁴

4 | Genau diese Irrationalität und Widerspenstigkeit des alltäglichen Umgangs mit den Dingen wird in den dingtheoretischen Diskussionen unserer Ansicht nach aber vernachlässigt, die sich entweder auf die Seite der Dinge stellen und ihre Eigenleben überbetonen (und dies gerne an besonders komplexen technischen Dingen verdeutlichen), oder aber auf die Seite der Akteure stellen und die instrumentelle Nutzung oder Fetischisierung der Dinge hervorheben (für einen Überblick über die Diskussion vgl. auch König 2012).

4. ÜBER DEN ALLTAG HINAUS?

Der Blick in den Beziehungsalltag von Paaren darf nicht darüber hinweg täuschen, dass hier der Begriff des Alltags gerade nicht auf einen separierten Lebens- und Tätigkeitsbereich – des Haushalts, der Privatsphäre, der Freizeit o.Ä. – reduziert wird. Es geht vielmehr darum, die Praxisperspektive der Handelnden stark zu machen und die Relevanz der alltäglichen Praktiken, jene einfachen Gesten des Alltagslebens, als zentralen Handlungsmodus aufzudecken. Dies bedeutet strenggenommen, dass es einerseits, wie Karl H. Hörning (2001: 32) es formuliert, überall Alltag gibt, und dass zweitens alltägliches Handeln gerade nicht als unproblematisches, weil reibungslos verlaufendes Handeln konzipiert werden kann. Im Gegenteil: Aus der Perspektive der Teilnehmer/innen ist der Alltag hochkomplex; er ist vollgestellt – nicht nur mit Erwartungen und Konventionen, Normen und symbolischer Sinnschemata (ebd.: 33). Er ist vor allem im wahrsten Sinne des Wortes mit Gegenständen und Körpern vollgestellt. Dies ist in Wirtschaftsunternehmen, in Bildungseinrichtungen oder medizinischen Versorgungszentren nicht anders als in Freizeit- und Ferienstätten, im öffentlichen Straßenverkehr oder im privaten Haushalt. Eine praxissoziologische Perspektive auf diese Orte zeigt dann genau, wie die Körper und Dinge miteinander interagieren, wie sie sich wechselseitig Kontur verleihen, aneinander reiben, wie die Teilnehmer/innen etwas tun, das Dinge geschehen macht oder geschehen lässt (Hirschauer 2004: 74), wie sie von den Dingen und Körpern um sie herum zum Handeln getrieben und herausgefordert oder aber im Handeln gelähmt werden, wie sie die Dinge und Körper gebrauchen und einsetzen, um Identität und Gemeinschaft herzustellen und zu bewahren, und wie diese selbst wieder im Umgang mit ihnen den Frieden der Routine zerstören.

Interessant erscheint uns, dass hieraus ganz unterschiedliche Bewertungen wie Schlussfolgerungen gezogen werden. Praxistheoretiker wie Karl H. Hörning etwa sehen in der Komplexität des Alltags und den vielen Störungen des Normallaufs die Chance für die Teilnehmenden, ihr praktisches Wissen weiter aufzubauen, zu vervollständigen, zu professionalisieren, so dass sie sich am Ende idealerweise als *Experten des Alltags* hervortun können. Andere, wie Kaufmann, sehen in der Komplexität und Unvorhersehbarkeit des Alltags eher die Gefahr, sich am empirischen Dickicht permanent aufzureiben und ihren Gefühlshaushalt (über-)zustrapazieren.⁵ Überhaupt scheint die Frage nach der Verbindung von praktischem und emotionalem Wissen aus unserer Sicht noch

5 | So wundert es nicht, dass Kaufmanns Interviews mit Ehepaaren über Alltagszenen im Haushalt besonders lebhaft verlaufen: Nicht nur im konkreten Ehealltag auch im Erzählen über ihn wird permanent gelacht, gestritten, protestiert, sich erregt. Kaufmann (1994: 249ff.) geht davon aus, dass Emotionen wie Ärger oder Amüsement mit der Ri-

nicht hinreichend geklärt. Viel zu wenig wird etwa auf die emotionssoziologischen Aspekte der impliziten Wissensbestände eingegangen, wenngleich doch hier fruchtbare Anschlüsse an Nobert Elias' sozio- wie psychogenetischen Untersuchungen zur Modellierung der Emotionen und zu körperlichen Umgangsformen im alltäglichen Miteinander zu ziehen sind. Immerhin widmet Elias in seinem Buch *Über den Prozess der Zivilisation* (1939) der Beschreibung des handwerklich komplizierten wie emotional aufgeladenen Umgangs mit Messer und Gabel beim Essen mehrseitige eigenständige Kapitel. Daran anschließend lässt sich fragen, ob und inwiefern eine Praxistheorie zwischen körperlichen und leiblichen Praktiken differenzieren sollte (zur Diskussion: Gugutzer 2014; zu einer praxistheoretischen Körpersoziologie: Klein 2014; Meuser 2006; Alkemeyer 2010), um zentrale Dimensionen alltäglichen Lebens zu fassen. Stellt es beispielsweise einen heuristischen Mehrwert dar, zwischen Bewegungen und Empfindungen des Körpers zu unterscheiden? Gerade vor dem Hintergrund aktueller Debatten um die Bedeutung des Eigensinns innerhalb der Praxistheorien, könnte die Frage nach dem Eigensinn des Leibes (Gugutzer 2014) ein möglicher Weiterentwicklungspunkt sein. Im Anschluss daran lässt sich aus einer alltagstheoretischen Perspektive weiter fragen, ob eine Ausdifferenzierung praxistheoretischer Analysen auf ritualisierte Praktiken, die in eine höhere Ordnung eingebunden sind, z.B. Tischrituale (Audehm 2007) und routinisierte Praktiken, die einer alltäglichen Ordnung folgen, z.B. Autofahren (Shove et al. 2012), theoretisch und empirisch ertragreich wäre. In einer praxistheoretischen Auseinandersetzung zum Verhältnis von alltäglicher Routine und außeralltäglichen Ritualen ließe sich dann wiederum ein Raum eröffnen, um einen weiteren analytischen Zugang zu Vermengungen unterschiedlicher sozialer Ordnungen zu gewinnen. Und es ist doch gerade hier, wo schon immer das besondere praxistheoretische Interesse lag: die Organisiertheit und Etablierung sozialer Ordnung (u.a. Schatzki et al. 2001).

So bleibt die Einsicht, dass es für die empirisch vorfindbare unheilbare Kontingenz der Alltagspraxis sowohl praktisch wie theoretisch keine Lösung im Sinne einer *vernünftigen Ordnung* gibt. Der Frieden der Routine ist immer nur ein vorübergehender Friede (Kaufmann 1999: 294), die transparenten Analysen der Gelehrten bleiben allenfalls vorläufige Versuche, die Obszönität des Unterdeterminierten, des *mythischen* praktischen Umgangs zu verschleiern (de Certeau 1988: 354 ff.).

tualisierung der alltäglichen Kleinkriege aufs engste verflochten sind und bestimmte Funktionen, in der Regel Kontroll- und Regulationsfunktionen, übernehmen.

LITERATUR

- Adler, Patricia/Adler, Peter/Fontana, Andrea (1987): »Everyday Life Sociology«, in: *Annual Review of Sociology* 13 (1), S. 217-235.
- Alkemeyer, Thomas (2010): »Verkörperte Gemeinschaftlichkeit. Bewegungen als Medien und Existenzweisen des Sozialen«, in: Fritz Böhle/Margit Wehrich (Hg.), *Die Körperlichkeit sozialen Handelns. Soziale Ordnungen jenseits von Normen und Institutionen*, Bielefeld, S. 331-348.
- Audehm, Kathrin (2007): *Erziehung bei Tisch. Zur sozialen Magie eines Familienrituals*, Bielefeld.
- Bongaerts, Gregor (2007): »Soziale Praxis und Verhalten – Überlegung zum Practice Turn in Social Theory«, in: *Zeitschrift für Soziologie* 36 (4), S. 246-260.
- Certeau, Michel de (1988): *Die Kunst des Handelns*, Berlin.
- Gardiner, Michael E. (2000): *Critiques of Everyday Life*, London/New York.
- Garfinkel, Harold (1984): *Studies in Ethnomethodology*, New York.
- Goffman, Erving (1959): *The Presentation of Self in Everyday Life*, London.
- Gugutzer, Robert (2014): »Leibliche Praktiken der Geschlechterdifferenz. Zur neophänomenologischen Kritik an der Körperpraxeologie in handlungstheoretischer Absicht«, in: Cornelia Behnke/Diana Lengersdorf/Sylka Scholz (Hg.), *Wissen – Methode – Geschlecht. Erfassen des fraglos Gegebenen*, Wiesbaden, S. 91-106.
- Hammerich, Kurt/Klein, Michael (Hg.) (1978): *Materialien zur Soziologie des Alltags, Sonderheft 20 der KZfSS*, Opladen.
- Heath, Christian/Luff, Paul (1992): »Collaboration and Control: Crisis Management and Multimedia Technology in London Underground Line Control Rooms«, in: *Journal of Computer Supported Cooperative Work*, 1 (1), S. 24-48.
- Hillebrandt, Frank (2009): *Praktiken des Tauschens. Zur Soziologie symbolischer Formen der Reziprozität*, Wiesbaden.
- Hirschauer, Stefan (2004): »Praktiken und ihre Körper. Über materielle Partizipanden des Tuns«, in: Karl H. Hörning/Julia Reuter (Hg.), *Doing Culture. Neue Positionen zum Verhältnis von Kultur und sozialer Praxis*, Bielefeld, S. 73-91.
- Hörning, Karl H./Reuter, Julia (Hg.) (2004): *Doing Culture. Neue Positionen zum Verhältnis von Kultur und sozialer Praxis*, Bielefeld.
- Hörning, Karl H. (2001): *Experten des Alltags. Die Wiederentdeckung des praktischen Wissens*, Weilerswist.
- Kaufmann, Jean-Claude (1994): *Schmutzige Wäsche. Zur ehelichen Konstruktion von Alltag*, Konstanz.
- Kaufmann, Jean-Claude (1999): *Mit Leib und Seele. Theorie der Haushaltstätigkeit*, Konstanz.
- Kaufmann, Jean-Claude (2004): *Der Morgen danach. Wie eine Liebesgeschichte beginnt*, Konstanz.

- Kaufmann, Jean-Claude (2008): Was sich liebt, das nervt sich, Konstanz.
- Klein, Gabriele (2014): »In Transit. Kulturelle Übersetzungen und soziale Rahmungen von Bewegungswissen«, in: Cornelia Behnke/Diana Lengersdorf/Sylka Scholz (Hg.), Wissen – Methode – Geschlecht. Erfassen des fraglos Gegebenen, Wiesbaden, S. 79-90.
- König, Gudrun M. (2012): »Das Veto der Dinge«, in: Karin Priem/dies./Rita Casale (Hg.), Die Materialität der Erziehung. Zur Kultur- und Sozialgeschichte pädagogischer Objekte, Weinheim, S. 14-31.
- Lengersdorf, Diana (2011): Arbeitsalltag ordnen. Soziale Praktiken in einer Internetagentur, Wiesbaden.
- Meuser, Michael (2006): »Körper-Handeln. Überlegungen zu einer praxeologischen Soziologie des Körpers«, in: Robert Gugutzer (Hg.), Body Turn. Perspektiven der Soziologie des Körpers und des Sports, Bielefeld, S. 95-118.
- Rao, Ursula (2006): Kulturelle VerWandlungen. Die Gestaltung sozialer Welten in der Performanz, Frankfurt a.M.
- Reckwitz, Andreas (2003): »Grundelemente einer Theorie sozialer Praktiken. Eine sozialtheoretische Perspektive«, in: Zeitschrift für Soziologie, 32 (4), S. 282-301.
- Reuter, Julia/Vedder, Günther/Liebig, Brigitte (2008): Professor mit Kind. Erfahrungsberichte von Wissenschaftlern, Frankfurt a.M.
- Schäfer, Hilmar (2013): Die Instabilität der Praxis. Reproduktion und Transformation des Sozialen in der Praxistheorie, Weilerswist.
- Schmidt, Robert (2012): Soziologie der Praktiken. Konzeptionelle Studien und empirische Analysen, Berlin.
- Schatzki, Theodor/Knorr-Cetina, Karin/von Savigny, Eike (Hg.) (2001): The Practice Turn in Contemporary Theory, New York.
- Shove, Elisabeth/Pantzar, Mika/Watson, Matt (2012): The Dynamics of Social Practice. Everyday Life and How it Changes, London/Thousand Oaks/New Delhi.
- Soeffner, Hans-Georg (2004): Auslegung des Alltags – Der Alltag der Auslegung. Zur wissenssoziologischen Konzeption einer sozialwissenschaftlichen Hermeneutik, Konstanz.
- Warde, Alan (2013): »What Sort of Practice is Eating«, in: Elizabeth Shove/Nicola Spurling (Hg.), Sustainable Practices. Social Theory and Climate Change, New York, S. 17-30.
- Wehrich, Margit/Voß, Günther (Hg.) (2001): Tagaus – Tagein: Neue Beiträge zur Soziologie alltäglicher Lebensführung, Mering.
- Winter, Rainer (2007): »Das Geheimnis des Alltäglichen. Michel de Certeau und die Kulturanalyse«, in: Österreichische Zeitschrift für Soziologie 32 (4), S. 21-39.

